

sollen sich übrigens nicht auf die materiellen Gegenstände des Vergleichenden Museums beschränken, sie werden sich nützlicherweise auch auf den Austausch von Gesichtspunkten unter den Besuchern des Vergleichenden Museums zu erstrecken suchen, und dieses kann und soll trotz seines streng vergleichenden Charakters Anlaß zu gemeinsamen Besuchen unter sachkundiger Führung geben. Der Unterschied zwischen diesen Führungen und denen, die in den Religionsmuseen alten Stils üblich sind, wie z. B. im Musée Guimet, beruht darauf, daß die Führungen in unserem Vergleichenden Museum nicht nach einem Band suchen sollen, das zwischen den zwar kostbaren, aber grundlegend verschiedenen Stücken der Sammlung unmöglich ist, daß sie vielmehr die Einheit der Bekundungen im Bereich der Religion betonen können, ebenso in den drei Abteilungen des Museums wie in den verschiedenen Belehrungen über wirkliche Synthesen in dem „Rundbau“ oder in der abschließenden Zusammenschau.

Auf diese Weise hoffen wir, auf eine streng wissenschaftliche Darbietung eine Atmosphäre umfassender Aufrichtigkeit und wechselseitigen guten Willens im Bereich der Religion begründen und verwirklichen zu können.

DER CHINESISCHE MENSCH — VERSUCH EINER CHARAKTERISIERUNG

von Thaddäus Hang

Es ist nicht möglich, in einer kurzen Abhandlung wesentliche Charakterzüge des chinesischen Menschen erschöpfend darzulegen. Wir beschränken uns daher auf einige seelische Eigenschaften, die uns als die wichtigsten erscheinen. Auch sehen wir davon ab, diese Eigenschaften mehr einem bestimmten Faktor, etwa dem Erbe oder der Umwelt, zuzuschreiben. Man darf auch nicht die hier beschriebenen Charakterzüge ohne weiteres auf einzelne Individuen anwenden (nichts wäre schlimmer!); denn beim einzelnen spielen noch viele andere Faktoren mit, die eine besondere Prägung geben können.

Es gibt Leute, die glauben, daß die Menschen anderer Erdteile ganz anders seien; andere wieder meinen, alle Menschen seien gleich. Beide Meinungen sind falsch. Je mehr man sich mit diesem Fragenkomplex beschäftigt, desto mehr kommt man zu einer scheinbar paradoxen Ansicht: Die Menschen sind viel gleichartiger und zugleich viel verschiedenartiger, als man gewöhnlich glaubt.

Zur Erläuterung dieser Tatsache möchte ich aus meiner eigenen Erfahrung folgendes sagen. Ich kam ziemlich früh in Kontakt mit Fremden, nämlich mit europäischen Missionaren. Ihre Augen, Nasen, langen Bärte,

eigenartigen Redensarten und vor allem ihr Akzent machten Eindruck auf mich. Das Fremdartige beeindruckt uns anfangs derart, daß man schwer ein einzelnes Individuum unterscheiden kann. So schienen mir im Anfang auch die Europäer fast alle gleich zu sein. Erst im Laufe der Zeit konnte ich einzelne unterscheiden. Anfangs stand ich so sehr unter dem Eindruck des Fremdartigen, daß ich glaubte, diese in ihrer äußerlichen Erscheinung so andersartigen Menschen müßten sich auch ganz anders verhalten. Deswegen war ich eigentlich erstaunt, als ich entdeckte, daß diese Menschen einige allgemein menschliche, gute oder schlechte Eigenschaften hatten. Erst dann merkte ich, daß diese fremden Menschen trotz allem mehr Menschen waren als Fremde. In engerem Umgang mit Menschen in Europa mußte ich freilich immer wieder feststellen, daß sich die Europäer in vieler Hinsicht ganz anders verhielten, als ich es erwartet hatte.

Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß auch die Chinesen in den Augen anderer eigenartig und fast unbegreiflich erscheinen. Unser Thema läßt sich in drei Fragen gliedern:

- I. Wer ist der Chinese?
- II. Wie stellt man sich den Chinesen vor?
- III. Wie ist der Chinese in Wirklichkeit?

I. Wer ist der Chinese?

Diese Frage ist nicht überflüssig. Denn in China gibt es neben den eigentlichen Chinesen noch viele andere ethnische Elemente, und zwar sowohl aus dem europiden als aus dem mongoliden Rassenkreis. Zum europiden Rassenkreis gehören die Pamiri, die die Wüste Taklamakan von Sinkiang bewohnen, und türkische Stämme in Aksu in der Oase von Khotan und Kerya und in Teilen von Kansu. Zum mongoliden Rassenkreis gehören die Tibetaner und Mandschus, südliche Tungus neben mongolischen Stämmen wie Torgut, Taranchi, Kalmuken und Telengat. Dazu kommen noch Abkömmlinge der Yao, Mio und Lolo aus Südwestchina.

In einem Aufsatz über die Klassifizierung der Rassen in China hat C. H. Liu¹ folgende Definition für die Chinesen gegeben: „Die Chinesen sind das Volk, dessen Wohnsitz oder wenigstens Ursprungsland das eigentliche China oder seine Umgebung ist, die die Begründer der chinesischen Kultur sind von ihren ersten Anfängen bis zur gegenwärtigen Zeit und deren äußere Erscheinung von den umgebenden Nachbarvölkern zu unterscheiden ist.“

Unter dem eigentlichen China versteht man die früher sogenannten 18 Provinzen, also: Chekiang, Fukien, Honan, Hopei, Hunan, Hupei, Kansu, Kiangsi, Kiangsu, Kwangsi, Kwangtung, Kweichow, Anhui, Shansi, Shantung, Shensi, Szechuan und Yunnan. Außer diesen 18 Provinzen ist

¹ C. H. Liu: A Tentative Classification of Races of China. In: *Zs f. Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen* 6, 1937, 129—150.

die Mandchurei jetzt fast ganz von Chinesen besiedelt. Schließlich sind die Chinesen noch an der östlichen Küste Indochinas und in ganz Südostasien verbreitet.

Herr Liu bezeichnet die Chinesen als sinide Rasse im mongoliden Rassenkreis. Nach Liu ist die sinide Rasse nicht homogen. Sie kann vielmehr in drei Unterrassen geteilt werden: die Nordsiniden (*homo sinicus borealis*, Liu, 1937, Huanghoiden), die Mittelsiniden (*homo sinicus medius*, Liu, 1937, Changkiangiden) und die Südsiniden (*homo sinicus meridianus*, Liu, 1937, Chukiangiden). Die Nordsiniden leben in Hopei, Honan, Shansi, Shensi und Kansu, also praktisch in jenen 5 Provinzen, die am frühesten von Chinesen besiedelt waren, außerdem noch in der Mandchurei und Shantung. Sie sind im allgemeinen hochwüchsig, langköpfig und besitzen eine verhältnismäßig schmale Nase. Charakterologisch werden sie als aufrichtig, gerade, traditionsgebunden und geistig wenig beweglich bezeichnet. Die Mittelsiniden bewohnen Zentralchina: Kiangsu, Chekiang, Anhui, Kiangsi, Hupei, Hunan, Szechuan, Kweichow, Yunnan, Teile von Shensi, Kansu und den Norden von Kwangsi. Sie sind kleinerwüchsiger als die Nordsiniden, meist mittelköpfig und mittelnasig. Was den Charakter betrifft, so werden sie als beweglicher als die Nordsiniden, handelstüchtig und geistig schöpferisch bezeichnet. Die Südsiniden bewohnen Fukien, Kwangtung, Kwangsi und die Insel Hainan, sind aber auch weit über die Grenzen Chinas hinaus in ganz Südostasien verbreitet: in Indochina, Burma, Siam, Malaya, Java, Sumatra, Borneo, auf den Philippinen und Hawaii sowie in Amerika, Australien und Südafrika. Sie sind kleiner als die übrigen Chinesen, kurzköpfig und kurznasig. Geistig sind sie lebhaft und abenteuerlustig.

So herrschen auch innerhalb des chinesischen Volkes große Unterschiede. Wir werden hier versuchen, ein allgemeines Bild über die Chinesen zu vermitteln.

II. Wie stellt man sich den Chinesen vor?

Wir brauchen hier nicht die langweiligen Gemeinplätze zu wiederholen, wie etwa jene, daß die Chinesen lange Zöpfe tragen, faule Eier essen und mit einer Handvoll Reis zufrieden sind. In manchen Kinderbüchern malt man gerne unheimlich gelbe Gesichter mit schiefen Augen. All das ist bedauerlich, weil es falsche und ungünstige Vorstellungen schafft. Aber darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Wir wollen hier Vorstellungen wiedergeben, die sich einige Ausländer und Chinesen in Büchern über die Chinesen gemacht haben.

Ich möchte von vornherein sagen, daß diese Vorstellungen verwirrend und widerspruchsvoll sind. A. H. Smith² zählt folgende chinesische Eigenschaften auf: übertriebene Wertschätzung für das „Gesicht“, Leichtgläubigkeit, Vernachlässigung der Zeit und der Pünktlichkeit, Geringschätzung der Ausländer, Parasitismus, Mangel an Nerven, Mangel an Gemeinschaftsgeist, Mangel an Sympathie, Mangel an Aufrichtigkeit und Altruismus.

mus, gegenseitiges Mißtrauen, Konservatismus und so weiter. Nach Smith besitzen die Chinesen also fast nur schlechte Eigenschaften.

Otto Franke, der sich lange Jahre mit chinesischer Geschichte beschäftigt und ein großes Werk über die Geschichte des chinesischen Reiches geschrieben hat, verzeichnete folgende Eigenschaften³: hohe Begabung, Fleiß, Ordnungstalent, Nüchternheit, körperliche Zähigkeit, Anspruchslosigkeit, erstaunliche Lebenskraft und Fruchtbarkeit, Erwerbsgier, Verschlagenheit, Heuchelei und Eitelkeit. Außerdem sagte er, in der chinesischen Geschichte sei in kritischen Lagen oft Treue, Hingebung und Tapferkeit im Unglück anzutreffen.

Alfred Forke, der die Geschichte der chinesischen Philosophie erforscht hat, bezeichnet den Chinesen als konservativ: „Der Chinese ist seinem innersten Wesen nach rückschauend und konservativ, nicht vorwärtsstrebend“⁴. Soweit die europäischen Vorstellungen.

Lin Yu-tang, der durch seine zahlreichen Bücher bzw. Romane weltbekannt geworden ist, hat als Chinese eine andere Meinung. Die chinesischen Eigenschaften seien folgende⁵: Verständigkeit, Einfachheit, Naturliebe, Geduld, Gleichgültigkeit, Spitzbübigkeit, Fruchtbarkeit, Anspruchslosigkeit, Fleiß, Familiensinn, Friedfertigkeit, Zufriedenheit, Humor, Konservatismus und Sinnenfreudigkeit. Zwar ist Lin Yu-tang von seiner persönlichen Haltung und Weltanschauung abhängig und entwirft dementsprechend sein eigenes Bild vom Chinesen. Viele von seinen Beobachtungen sind aber zutreffend und voll Feinheit.

Nach einem anderen Chinesen ähnlichen geistigen Formats, nämlich Ku Hung-ming⁶, gibt es vier Eigenschaften des chinesischen Charakters: Tiefe, Weite, Einfachheit und Zartgefühl. Er meint, daß die Ausländer, wie z. B. der erwähnte A. H. Smith, Gils Blant und Blackhouse die Chinesen so schwer verstehen, weil sie nie gleichzeitig alle vier Eigenschaften der Chinesen besitzen. Die Amerikaner seien unfassend, einfach, aber nicht tief; die Engländer seien tief, einfach, aber nicht umfassend; die Deutschen seien tief, umfassend, aber nicht einfach. Die Franzosen hätten nicht die Gemütsstärke der Deutschen, nicht den umfassenden Geist der Amerikaner, auch nicht die Einfachheit der Engländer, aber das chinesische Zartgefühl. Außerdem leben die Chinesen im Einklang mit dem Herzen. Deshalb lieben sie mechanische Genauigkeit nicht.

Wie schon gesagt, sind diese Vorstellungen widerspruchsvoll und verwirrend. Jeder sieht sozusagen durch seine eigene Brille. Immerhin können sie als eine erste Orientierung gewertet werden. Doch bleiben sie

² A. H. SMITH: *Chinese Characteristics*. Shanghai 1890, North China Herald.

³ O. FRANKE: *Geschichte des chinesischen Reiches*. I. Bd. Leipzig 1930.

⁴ A. FORKE: *Geschichte der alten chinesischen Philosophie*. Hamburg 1927.

⁵ LIN YU-TANG: *My Country and my People*. New York 1939. Jahrlange hatte er eine beinahe epikureische Lebensauffassung. Erst im Jahre 1958 kehrte er zurück zum christlichen Glauben seiner Kindheit.

⁶ KU HUNG-MING: *Der Geist des chinesischen Volkes*. Jena 1917.

innerhalb gewisser Grenzen. So wird z. B. den Chinesen nie Schwärzerei oder kriegerischer Sinn zugetraut.

III. *Wie ist der Chinese in Wirklichkeit?*

Wir wollen einige Punkte herausarbeiten. Zunächst wollen wir einen typisch chinesischen Begriff analysieren, nämlich den Begriff des „Gesichtes“. Hier liegt wohl der Schlüssel, der zum besseren Verständnis führt.

Oft hören wir, daß der ostasiatische Mensch, darunter auch der Chinese, undurchsichtig ist. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß jeder Mensch bis zu einem gewissen Grad notwendigerweise undurchsichtig ist. Es ist eine Eigenart des Menschen, daß das Gesicht sein Inneres widerspiegelt. Vor allem wird durch das Gesicht das Gefühlsleben sichtbar gemacht. Im Sozialleben ist es aber notwendig, eine gewisse konventionelle Verhaltensweise zu bewältigen, um sich nicht restlos selbst zu enthüllen. Man bemüht sich ganz instinktiv, dem Gesichtsausdruck eine gewisse Maske zu geben. In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß C. G. Jung⁷ in seiner analytischen Psychologie mit dem Wort „persona“, das ursprünglich Maske bedeutet, die Funktion bezeichnet, die einen Kompromiß darstellt zwischen dem Wesen des Individuums und seiner Anpassung an die Umwelt. Eine solche Maske oder „persona“ ist nämlich im menschlichen Zusammenleben notwendig. Normalerweise würde niemand seine inneren Bewegungen hemmungslos der Außenwelt preisgeben.

Was man vom inneren Leben für sich behalten will, ist in seinem Umfang bei jedem Menschen verschieden. In China — wie in ganz Ostasien — ist offensichtlich auf Grund der Tradition und des sozialen Milieus diese Intimsphäre größer als etwa im Abendland. Die äußere Etikette bildet eine konventionelle Verhaltensweise, die diese Sphäre schützt. In diesem Zusammenhang müssen zwei Wörter erklärt werden, die beide im Chinesischen für das Gesicht verwendet werden⁸: „Lien“ und „Mien-tzu“. Diese zwei Begriffe sind nicht gleichbedeutend! „Kein Lien haben“ ist die schlimmste Beleidigung, die die Unversehrtheit des moralischen Charakters in Zweifel zieht. „Kein Mien-tzu haben“ bezeichnet lediglich einen Verlust des Ansehens oder das Versagen eines Individuums, sich durch Erfolge im Leben Achtung zu verschaffen. Tatsächlich ist „Lien“ das Selbstgefühl des persönlichen, insbesondere des moralischen Wertes. „Mei-yu Lien“ (kein Lien haben oder besitzen) oder „pu-yao Lien“ (kein Lien wünschen) heißt also, dieses Selbstgefühl (oft Schamgefühl) nicht mehr besitzen. Das setzt gewöhnlich Mangel des persönlichen, insbesondere des moralischen Wertes voraus. Ein solcher Vorwurf ist natürlich sehr ernst, vorausgesetzt, daß dies nicht, wie es oft

⁷ C. G. JUNG: *Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten*. Zürich 1945, 64.

⁸ HU HSIEN-CHIN: The Chinese concepts of face. In: *American Anthropologist*. Vol. 46, 1944, 45—64.

geschichte, scherzhaft gemeint ist. Man kann auch das „Lien“ vor sich selbst verlieren, ohne daß jemand es weiß. Es kommt nicht selten vor, daß aus solchem Grunde Selbstmord begangen wird. Ein anderer Ausdruck, „Tiu-Lien“ (das Lien verlieren), bedeutet mehr den Verlust der oben beschriebenen Wertschätzung, die die Gesellschaft einem Menschen gegenüber hat. Allerdings laufen beide Begriffe oft nebeneinander und ineinander. Es kann nämlich geschehen, daß man durch den Verlust des rein gesellschaftlichen Ansehens sein Selbstgefühl verliert.

Die in Europa übliche Vorstellung vom „Gesicht“ ist viel indifferenzierter und entspricht dem, was im Chinesischen „Mien-tzu“ heißt, dem Ansehen, das man in der Öffentlichkeit wegen seiner Stellung oder Leistung genießt.

Die große Bedeutung des „Gesichtes“ bei den Chinesen liegt wohl in ihrem Ausgleichsbedürfnis, oder, wie es in der Jung'schen Terminologie heißt, im Kompensationsbedürfnis. Die Chinesen sind von Natur aus — trotz der Behauptung mancher oberflächlicher Ausländer — empfindsam und erregbar. Ganz instinktiv spüren sie das Bedürfnis, sich vor einem Überfall auf das Gefühlsleben, vor allem auf das Selbstgefühl, zu schützen. Aus diesem Bedürfnis kommt es möglicherweise zu einer Übersteigerung der Masken-Funktion des Gesichtes, die einen Menschen „undurchsichtig“ macht. Da man in dieser Beziehung empfindlich ist, neigt man dazu, alles sorgfältigst zu vermeiden, was Ansehen oder vor allem Selbstgefühl verletzen kann. Genauso, wenn nicht mehr, muß darauf geachtet werden, das „Gesicht“ der anderen nicht zu verletzen. Deshalb wird man vieles nicht direkt aussprechen oder zeigen, sondern in den meisten Fällen indirekt.

Hier kommt es oft zu Mißverständnissen zwischen Chinesen und andersrassischen, etwa europäischen Menschen. Die direkte, oft rechnerisch kalkulierende Art der Europäer verletzt leicht das Selbstgefühl eines Chinesen: Er empfindet es als brutal. Der Europäer, viceversa, findet die „Umwege“ eines Chinesen recht unbequem, unverständlich, ja unehrlich.

Selbstverständlich gibt es brutale Europäer und unehrliche Chinesen, aber auch umgekehrt unehrliche Europäer und brutale Chinesen. Der äußere Schein ändert nichts an der wahren Natur. Jedenfalls liegen solche Eigenschaften keineswegs im Wesen des Europäers oder des Chinesen. Unter den Chinesen wird gerade Ehrlichkeit — im Widerspruch zu manchem Vorurteil — kultiviert und hochgeschätzt. Nichts ist bei den Chinesen heiliger, als ein gegebenes Wort zu halten oder eine Verpflichtung einzugehen. Ein Versprechen oder eine Verpflichtung einzulösen stellt ein wichtiges Moment des chinesischen Selbstgefühls dar. Andererseits ist es auch zuzugeben, daß eine falsch ausgerichtete Kultivierung des „Gesichtes“ zu Formalismus, Heuchelei usw. führt.

In diesem Zusammenhang muß auch ein anderes Vorurteil erörtert werden: Die Chinesen, wie auch andere Ostasiaten, seien grausam. Manche Tatsachen scheinen die Richtigkeit dieser Aussage zu bestätigen. Die chinesische Tortur war früher so berüchtigt wie heute die von Kommu-

nisten durchgeführte „Gehirnwäsche“. Aber wenn man das europäische Mittelalter und die Greuelthaten in den Konzentrationslagern betrachtet, fragt man sich, wo denn wohl die Grausamkeit größer ist. Es ist wohl besser zu sagen, daß bei allen Menschen Entfaltungsmöglichkeiten in einer unendlich großen Skala vorhanden sind, vom zarten Mitgefühl bis zur Grausamkeit.

Mit der einstigen, von A. H. Smith vorgeworfenen „Geringschätzung der Ausländer“ dürfte die Tatsache zusammenhängen, daß die Chinesen ein ausgesprochen starkes Bewußtsein ihrer geschichtlichen Größe besitzen. Man braucht es nicht zu rechtfertigen. Es existiert einfachhin wie eine Reserve der psychischen Energie, die die vielen Generationen der Ahnen ihren Nachkommen hinterlassen haben. Tatsächlich ist die Größe der Vergangenheit ein unwiderstehlicher Ansporn für alle Chinesen, China zu einer besseren Zukunft zu verhelfen. Das Bedenken, daß die Betonung des einst mächtigen chinesischen Reiches, das sich als die Mitte der Welt fühlte und deshalb so nannte, dem heutigen machtgierigen kommunistischen China zugute kommen könne, ist belanglos. Denn, abgesehen von der objektiven Wahrheit der historischen Tatsache, ist das geschichtliche Bewußtsein an sich für alle Ideale anwendbar. Die Wissenschaftler z. B. mag es zur intensiveren Forschungsarbeit, einen überzeugten Christen zur größeren Bemühung um eine echte Verchristlichung Chinas anreizen. Auch in der Zeit des schlimmsten Elendes Chinas gibt dieses geschichtliche Bewußtsein innere Kraft und Vertrauen.

Nun kommen wir zu einem anderen wichtigen Punkt, zum *Familien-sinn*. Jeder weiß, daß in China seit Jahrtausenden eine starke Familientradition besteht. In früheren Zeiten war die Familie für einen Chinesen von höchster Bedeutung. Damals herrschte das sogenannte Großfamilien-system, das die verschiedenen Generationen in ein patriarchalisches Gefüge zusammenschloß. Seit etwas mehr als 50 Jahren ist dieses System langsam in Auflösung begriffen. In den zwanziger Jahren⁹ hat die Jugend Chinas sich heftig gegen dieses System ausgesprochen, und durch den Kommunismus ist dieser Auflösungsprozeß nur beschleunigt worden. Man fragt sich nun, ob auch der Familiensinn in China verlorengeht. Manche Leute behaupten, daß der Staat und die sogenannte Volkskommune das frühere Großfamilien-system ersetzen, und daß der heutige Chinese sich im Staatsgefüge genau so wohlfühle und unterwürfig würde. Ich bin der Meinung, daß der Familiensinn in China erhalten bleibt; denn der chinesische Mensch ist in dieser Hinsicht noch unverdorben. Daß der Staat oder die Volkskommune auch gefühlsmäßig das Großfamilien-system ersetzen kann, halte ich für sehr unwahrscheinlich; denn im Großfamilien-system besteht eine Zusammengehörigkeit durch Blutsverwandtschaft und durch das Pflicht- und Ehrgefühl den Ahnen gegenüber. Staat oder Volkskommune sind aber nur kalte, anonyme Organisationen.

⁹ THADDÄUS HANG: Die chinesischen Intellektuellen und das Christentum. In: *Stimmen der Zeit* 165, 1960, 3—16.

Kommen wir jetzt zu der weitverbreiteten Ansicht, daß der Chinese *traditionsgebunden* sei. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß Jahrtausende hindurch die Tradition sehr hoch geschätzt wurde. Seit Jahrzehnten, vor allem seit der Gründung der Republik im Jahre 1912, ist auch in dieser Hinsicht eine wesentliche Änderung eingetreten. In den zwanziger Jahren war es das Ideal, die Tradition abzuschaffen und ein dynamisches, in die Zukunft schauendes China aufzubauen. Deshalb ist die jetzige Generation in China nicht mehr traditionsgebunden; ein typisches Beispiel dafür, daß innerhalb von einigen Jahrzehnten eine radikale Änderung in einem Volke vorgehen kann.

Etwas müssen wir auch über die *Intelligenz* sagen. Es ist wohl allgemein anerkannt, daß das chinesische Volk hochbegabt ist. Dies bestätigen sowohl die Testuntersuchungen in Amerika¹⁰ als auch die Erfahrungen derer, die mit Chinesen lange Zeit zusammen gearbeitet haben. Ein Missionar in Madagaskar, P. Elhorga¹¹, stellte fest, daß dort in allen Schulen die Chinesen die Schüler afrikanischer und europäischer Herkunft übertreffen. Reinhold Schairer sagt in seinem Buch „Aktivierung der Talente“¹²: „Wer als akademischer Lehrer seit langem mit vielen jungen Chinesen eng, freundschaftlich und vertrauensvoll gearbeitet hat, der konnte nie den geringsten Zweifel haben an der tiefen und starken Intelligenz der Chinesen und der lebendigen Hingabe an das Volksganze.“ Schairer glaubt sogar, daß innerhalb weniger Jahre China die drei anderen, d. h. Amerika, Rußland, Westeuropa, in wissenschaftlicher Hinsicht, Gründlichkeit und Erfolg übertreffen wird.

Doch ist hier ein Rätsel zu lösen. Warum sind die Chinesen, wenn sie wirklich so hohe Intelligenz besitzen, in ihrer technischen Entwicklung sozusagen steckengeblieben? Warum haben sie überhaupt keine Naturwissenschaft hervorgebracht?

Diese Frage erfordert eine ausführliche Untersuchung. Grob gesagt ist die chinesische Geistesentwicklung ästhetisch und nicht logisch ausgerichtet. Seit der Han-Zeit ist diese Ausrichtung politisch sanktioniert worden, indem man den Konfuzianismus als Staatslehre etabliert hat. Der Technik gegenüber verhielten sich die traditionellen chinesischen Gebildeten beinahe geringschätzig; sie wurde ganz und gar den Handwerkern überlassen. Trotzdem hat das alte China auch in technischen Dingen viel Erfindungsgeist bewiesen, wie Joseph Needham in seinem monumentalen Werk *Science and Civilization in China*¹³ belegt hat. Er weist nach, daß eine Reihe technischer Erfindungen, wie Schießpulver, Papier, Seidenproduktion, Porzellan usw. in China gemacht wurde, außerdem wurde

¹⁰ F. L. GOODENOUGH: Racial differences in the Intelligence of School Children. In: *Journal of Experimental Psychology* 9, 1926, 388—397.

¹¹ P. ELHORGA: La diaspora chinoise. In: *Mission Bulletin* 8, 1956, 498—503, 574—577.

¹² R. SCHAIRER: *Aktivierung der Talente*. Düsseldorf 1957.

¹³ J. NEEDHAM: *Science and Civilization in China*. Bd. I. Cambridge 1954.

noch eine Menge chinesischer Erfindungen nach Europa eingeführt, ohne daß man sich hier dessen bewußt wurde. Seit dem Umbruch der Neuzeit, vor allem seit den zwanziger Jahren, steht die Naturwissenschaft in China in hohem Kurs. Vieles scheint tatsächlich darauf hinzudeuten, daß durch die Begegnung mit der europäischen Kultur eine neue schöpferische Epoche des chinesischen Volkes angebrochen ist.

In diesem Licht scheint das augenblicklich herrschende kommunistische System nur eine vorübergehende Phase zu sein. Daher ist eine der wichtigsten Aufgaben von uns Christen, an der zukünftigen Orientierung und Gestaltung Chinas in den Grenzen des Möglichen mitzuwirken.

KLEINE BEITRÄGE

„PLANTER L'ÉGLISE“

Durant l'année 1960, la ZMR a fait paraître un article du R. P. MÜLLER et une note du R. P. GLAZIK, qui, tous deux s'occupent du but spécifique de la Mission. Tous deux aussi de façon différente combattent la théorie qui met cette fin spécifique dans la plantation de l'Église.

Toutefois, les allusions ou les exposés qu'ils font à cette occasion sont fort sommaires et parfois même inexacts: il a paru utile, pour l'instruction des lecteurs de la ZMR, d'exposer brièvement et clairement la théorie de la plantation de l'Église d'après les idées et parfois les textes mêmes de ses tenants.

Ces quelques textes et beaucoup d'autres peuvent être trouvés en un long article que le signataire a fait paraître dans la *Nouvelle Revue Théologique* (décembre 1958, janvier 1959). Cet article, peut-être à cause de la langue dans laquelle il était écrit, n'a pas retenu assez l'attention des auteurs allemands cités plus haut, et de leurs lecteurs.

Qu'on nous permette donc, en peu de pages, d'expliquer une théorie dont il faut dire, comme on le verra, qu'elle a pas mal de cohérence théologique. Et d'appuis dans les textes officiels (cfr Annexe).

I

La Mission est une action; pour en situer la ou les fins, il vaut sans doute la peine d'en rappeler les *rythmes habituels*, tels que l'histoire nous les révèle.

Quand l'Église, par les missionnaires, prospecte un pays non-chrétien, que se passe-t-il?

Parfois rien de visible! Parce que la région est déserte, ou parce que le gouvernement est hostile, il peut exister des missionnaires, dont la seule action soit de *prier*, peut-être de pratiquer la *charité* (Foucauld, Peyriguère).

Mais, si l'occasion est favorable, la première action missionnaire sera la Parole; il s'agira de *prêcher*, selon les occasions et les modes les meilleurs (les premiers Apôtres... et tous les apôtres ensuite). Prédication verbale d'abord. Cri. Kerygme au sens étymologique.